



Vorbild – oder besser doch nicht?
Hanns-Lilje-Forum
11. April 2011

Sie haben sich alle gewehrt!

Die großen biblischen Vorbilder haben sich alle gewehrt. Sie suchten Gründe, um vor dem großen Auftrag davon zu kommen. Kaum einer, der in die erste Reihe drängte. Auch wenn Mose heute als Leitfigur für „Führungsgesetze“ erhalten muss (Horst W. Opaschowski, Das Moses-Prinzip. Die 10 Gebote des 21. Jahrhunderts, Gütersloh 2006) oder als Vorbild für Change Management-Prozesse benutzt wird (Bernhard Fischer-Appelt, Die Moses Methode. Führung zu bahnbrechendem Wandel, Hamburg 2005) und andere biblische Figuren, David, Petrus, Paulus als Vorbilder für eine bestimmte Leitungsaufgabe gelten, so haben sie sich zuerst einmal alle gewehrt. Vorbild zu sein, von vielen anerkannt und bewundert zu werden, das ist kein biblisches Leitbild.

Zum Beispiel Mose. Der Leitwolf des Volkes Israel, der große Wüstenführer, der Empfänger der Zehn Gebote, der sein Volk führt, Streit schlichtet und es in Hunger und Durst in der Wüste versorgt. Sigmund Freud beschreibt ihn als „Schöpfer des jüdischen Volkes“ (Sigmund Freud, Der Mann Moses und die monotheistische Religion, Amsterdam 1939).

Ein großer Prophet.

Aber wenn man liest, wie Mose auf seine Berufung geantwortet hat, wie er das göttliche Headhunting beantwortet, dann findet man keine Spur von Gewissheit für diese Leitungsaufgabe oder ein bewusstes Streben nach einer profilierten Rolle. Da hat keiner die Fenster geöffnet, um auf den Ruf Gottes zu warten. Es ist ein regelrechter Streit zwischen Gott und Mose, bevor der sich schließlich auf den Weg macht und als Vorbild das Volk Israel aus Ägypten führt.

1. Zuerst hält er sich schlicht für unfähig, ein ganzes Volk zu führen.



2. Dann fragt er nach der Autorität. Für wen mache ich das?
3. Er hat Angst vor den Zweiflern: Was werde ich tun, wenn sie meine Legitimation anfragen: „Woher hast du diese Autorität?“
4. Und als Gott immer noch nicht locker lässt und ihn mit Wundern überzeugen will, da fällt Mose ein, dass er eigentlich einen Sprachfehler hat: „Denn ich habe eine schwere Sprache und eine schwere Zunge“. Als Gott ihn ermahnt: „Wer hat dem Menschen den Mund geschaffen?“ fällt Mose nur noch der Totalprotest ein: „Sende, wen du senden willst – (mich aber nicht)“

Das reicht Gott. Und es heißt schlicht: „Da wurde der Herr zornig über Mose“. Aber nicht der göttliche Zorn löst das Problem, sondern eine Teamlösung. „Dein Bruder Aaron aus dem Stamm Levi ist beredt. ...Und er soll für dich zum Volke reden, er soll dein Mund sein, und du sollst für ihn Gott sein.“ (Ex 3,14ff)

Solche Wehrhaftigkeit findet sich in der Bibel immer wieder, wenn Männer oder Frauen eine leitende Aufgabe übernehmen. Sie wollen nicht oder bewahren eine Reserve gegenüber der Aufgabe und vor allem gegenüber dem Auftraggeber, gegenüber Gott.

Der Prophet **Jeremia** antwortet auf die Anfrage Gottes knapp. „Ach Herr ich taue nicht zu predigen, denn ich bin zu jung.“ Gott antwortet kurz: „Sage nicht ich bin zu jung, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende und predigen alles, was ich dir gebiete“. Und **Abraham** fühlt sich mit Sara zu alt, um als Stammvater zum Vorbild zu werden.

Doch der vielleicht wunderbarste innere Widerstand, der uns überliefert ist, findet sich im Neuen Testament von der berühmtesten Frau der Geschichte: Maria.

Sie aber erschrak über die Rede des Engels Gabriel und fragt sich: Wie soll das zugehen? Maria wundert sich nicht nur über das Wunder der Jungfrauengeburt sondern über die Gnade, als unbedeutende Frau, als Magd auserwählt zu werden für etwas Außergewöhnliches. „Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.“ (Lk 1,48)

Wenn man dieses biblische Zögern liest, dann schaut man noch einmal kritisch auf das aktuelle Thema. Und daraus ergibt sich auch ein wenig meine Reserve gegenüber Vorbildern.

Wir sind umringt von einer Vorbildinflation. Die Produktion von Vorbildern, die ausschließlich öffentliche Aufmerksamkeit als Kriterium wählt, um einen Menschen interessant zu machen, scheint grenzenlos. Ich spreche nicht über den Vorbildcharakter meiner Mutter oder meines Großvaters. Nicht über die Familien-Über-Ichs, die als Ansporn und meist vertrauensvoll das eigene Ich stärken, manchmal auch überforderten. Ich rede über die massenpopulären Vorbilder und die eifrigen medialen Versuche, sie zu konstruieren. Wir kennen eine Fülle von interessanten jungen Frauen, die „Germanys Next Topmodell“ werden wollen. Und wir wissen von zig-tausend originellen und teilweise schrillen Begabungen und schlechten Stimmen, die entweder Deutschlands Superstar werden wollen oder ein bestimmtes Talent zeigen. Das sind von mir – ich gestehe - kulturkritische Notizen. Es geht mir nicht um die Personen, die öffentliche Aufmerksamkeit und Geld verdienen wollen, sondern um die Öffentlichkeit, in der sie entstehen und verschwinden. Es ist eine kritische Betrachtung des Marktplatzes, auf dem wir unsere scheinbaren Vorbilder aufstellen und wieder davon jagen.

Denen geht es ein wenig wie es Durs Grünbein in einem Gedicht beschrieben hat:

"Erst hängt das Vorbild über dem Schreibtisch, dann -zur Strafe- an der Toilettenwand und schließlich wirft man es bei Einbruch der Dunkelheit in den nächsten Müllcontainer. Vorbilder schreien danach, beseitigt zu werden."

Oftmals werden sie nicht persönlich entfernt, sondern der Verlust öffentlicher Aufmerksamkeit entkleidet sie ihrer Bedeutung. Ohne die Kleidung der Gnade, also auch ohne Nachsicht, werden sie vergessen.

Deshalb bleibe ich noch bei dem Beispiel Mose. Mose muss Gott antworten. Er hat zuerst einmal keine eigene Vision von seinem Auftrag. Er empfängt diesen Auftrag von Gott. Nun wäre es lächerlich, nur fromme Menschen als Vorbilder zu wollen. Aber entscheidend ist in der Anfrage Gottes: Es gibt einen Auftrag. Anders formuliert: Es gibt ein Thema, das mehr ist, als nur die eigene Person mit seinen besonderen Gaben und Fähigkeiten.

Das mag nun sehr skeptisch klingen in der Flut medialer Vorbildverstärker. Doch wie antworten populäre „Vorbilder“ auf ihre Ambitionen? Wie beantworten sie den Ruf, von wem er auch kommen mag?

Das Reden von der Selbstvergewisserung der Möchte-gern-Vorbilder produziert leider immer wieder den gleichen Satz: „Du musst nur an Dich selbst glauben!“

Was passiert eigentlich, wenn diese Selbstverstärker als Vorbild zur gesellschaftlichen Ambition werden: „Glaube zuerst an Dich selbst!“ Wenn die Glaubwürdigkeit nur der eigenen Person gilt, kann ein Vorbild nicht entstehen, weil das Vorbild – soll es nicht simple Verehrung sondern Anreiz, Hilfe und Trost ermöglichen – in der individuellen Verkrümmung erstickt.

Ich habe große Bewunderung für Menschen, die etwas in besonderer Kunst und Fertigkeit, Stärke und Ausdauer können, und die dafür den Glauben an ihre eigene Befähigung und Leistungsbereitschaft brauchen. Aber ich habe eine noch größere Bewunderung für Menschen, die in Leidenschaft und mit einem inneren Opfer für andere etwas tun.

Ich bewundere sportliche Höchstleistungen, kann mich davon faszinieren lassen, wie weit jemand springt, wie schnell jemand läuft, ja sogar dafür, wie gut jemand boxt.

Aber Vorbildcharakter hat das nicht. Und zwar nicht zuerst, weil ich all das nicht kann. Sondern weil es keinen Auftrag darin gibt, außer den engen Selbstbezug. Ich bewundere die Leistung, ein Vorbild ist das nicht.

Ich wünschte mir mehr Menschen, die in einem „Auftrag-für-Andere“ vorbildhaft sind.

Deshalb nutzt die „Eventisierung“ des Vorbildes, die wir in der Dauerproduktion von Vorbild-Sternchen erleben („Sternchen sind Vorbilder“: so meine 12-jährige Tochter) nur dem rasanten Verfall dieser Figuren. Die mediale Vernutzung von Vorbildern beschädigt die Haltbarkeit und sie macht es kompliziert, persönliche Themen zu kommunizieren, die dazu angetan wären, Vorbildcharakter zu zeigen.

Was wäre, wenn Sportler auf dem Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit den Mut und die Möglichkeit hätten, ihre Grenzen und Leiden, ihre reale Lebenssituation zu thematisieren und den Umgang damit? Sven Hannawald und Sebastian Deissler waren großartige Sportler, Vorbilder wurden sie für mich erst, als sie ihre Geschichte des persönlichen Leidens so lebten, dass anderen damit geholfen werden konnte.



Ich bleibe immer noch bei Mose und nenne drei Punkte, die für mich als Vorbildcharakter wichtig sind.

Ein Vorbild braucht einen Auftrag, braucht Demut und einen Mitwisser.

Auftrag.

Ein Vorbild folgt einem Auftrag. Der kann Sieg heißen, Erfolg, kreative Kraft, Inspiration, Ausstrahlung und vieles andere auch. Zugleich aber fragt dieser Auftrag nach der Wirkung der Gaben und dem Ziel des Charismas.

Öffentliche Aufmerksamkeit ist keine christliche Anerkennungsgeste und kein Auftrag. Reichtum auch nicht. In der christlichen Kirche galten bis in unsere Zeit einige Menschen als Vorbilder, die oft auf Reichtum verzichteten und einer Öffentlichkeit widerstanden: Die Märtyrer. Nun ist dieser Begriff durch islamistische Selbstmordattentäter massiv diskreditiert worden. Christliche Märtyrer waren Zeugen, waren sich des Glaubens an Gott so sicher, dass sie sich für Gott hingaben, niemals, um damit in dieser Welt anderen Menschen zu schaden. Sie starben um einem ‚anderen‘ zu dienen.

Christliche Märtyrer in der Antike trieb die Überzeugung, dass ein Glaube, der geleugnet werden kann, kein lebensspendender Glaube sei. Ein Glaube, von dem man sagen kann: „Es gilt jetzt grad‘ mal nicht, weil sich die Bedingungen geändert haben“, der taugt nicht als Lebensinhalt und als grundlegende Wegweisung. Man schaut mit großer Achtung auf diese Haltung. Eine Haltung, die ein klares Bekenntnis verlangt, eine Glaubwürdigkeit, die an die Wahrheit rührt. An die Wahrheit des Geheimnisses Gottes und die wusste um das Fundament des eigenen Lebens. Ein Glaube, der geleugnet werden kann, ist kein lebensspendender Glaube.

Das bedeutet im Umkehrschluss: Der Glaube, der das Leben spendet, der macht mich stark, um zu widerstehen – bis in den Tod.

Der vorbildhafte Glaube ist keine scheue Haltung für ein paar fröhliche Mußestunden, sondern gehört – so wie das ganze Leben – in alle Bezüge. Gehört in die Diskussionen und Gespräche, in den Widerstand gegen die Gleichgültigkeit und die Verantwortung für andere Menschen.



Diese scharfe Pointierung des christlichen Märtyrers ist kein Vorbild des Alltags, sondern sie verweist zuerst auf Tötung und Mord. Auf mangelnde Religionsfreiheit und Verfolgung. Sie taugt nicht, um sie anzuwenden auf die Vorbildtextur unserer Zeit. Aber sie markiert scharf, in welcher Konsequenz der Vorbildcharakter in der Geschichte geschrieben worden ist: Ein Text, der bis in unsere Zeit psychische und physische Existenz gefährdet.

Demut.

„Demut“, nach dem Althochdeutschen „diomuoti“, meint „dienstwillig“ oder „Gesinnung eines Dienenden“, allgemeiner auch die Erkenntnis, dass man hinter einem Ideal unendlich zurück bleibt oder noch ist. „Gott ich stottere, ich bin zu jung, bin zu alt, bin unwichtig!“

So ist Demut eine Haltung, die im besten Fall zu einer sachlichen Selbstreflexion führen kann. Imponierend sind die Menschen für mich, die ein klares Bewusstsein von den eigenen Grenzen und Schwächen haben. Sie können die eigenen Möglichkeiten ausloten und die eigenen Koordinaten in einem Gesamtgeschehen festlegen. Das ist ein hohes Maß an Selbstreflexion, was ich erwarte. Und vermutlich auch eine Überforderung. Aber wer Vorbild ist, lernt in der Demut zuerst seine Verantwortung für andere. Demut kann helfen, eine klare, sachliche Einschätzung und einen realistischen Standpunkt im Gesamtgeschehen zu finden. Solche Erfahrung stellt mich in Beziehung zu anderen und zu Gott. (Eckhard Zemmrich, Demut. Zum Verständnis eines theologischen Schlüsselbegriffs, Berlin 2006, S. 448) Demut reißt einen heraus aus dem Selbstbezug.

Ein Vorbild braucht einen Mitwisser.

Damit meine ich nun nicht den Spielerberater oder Physiotherapeuten.

Wenn der Mitwisser nur die Öffentlichkeit ist, reicht es nicht. Wenn der Mitwisser nur der individuelle Siegeswille ist, auch nicht.

Vorbilder werden laufend falsch zitiert. Das war schon immer so. Dazu gehört auch, dass einer der „berühmtesten Deutschen“ mit seinem bekannten Satz auf dem Wormser Reichstag falsch wiedergegeben wird. Als er seine Lehre revidieren sollte

und widerstand hat er nicht gesagt: „Hier stehe ich und kann nicht anders.“ Sondern er hat sich ein bisschen mehr Zeit genommen: „Da Eure Majestät und Eure Gnaden eine schlichte Antwort verlangen, will ich eine solche ohne Hörner und Zähne geben: Es sei denn, dass ich durch Zeugnisse der Schrift oder durch klare Gründe der Vernunft überführt werde – denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, da es fest steht, dass sie öfters geirrt und sich selbst widersprochen haben - so bin ich überwunden durch die von mir angeführten Schriftstellen und ist mein Gewissen gefangen in Gottes Wort; daher kann und will ich nichts widerrufen, da es weder sicher noch recht ist gegen das Gewissen zu handeln“. (WA 7,838, 2-8)

Martin Luther hatte diese Antwort gut vorbereitet. Das wünscht man sich ja auch manchmal von dem einen oder anderen Vorbild. Und Luther zitiert seinen Mitwisser: Das Gewissen. Das ist nicht das aufgeklärte Gewissen der individuellen Freiheit, sondern eine Beziehung zur Heiligen Schrift und in Gott: Conscientia (vgl. Röm 9,1 "Ich sage die Wahrheit in Christus und lüge nicht, wie mir Zeugnis gibt mein Gewissen in dem heiligen Geist")

Dieser Mitwisser ist ein Kriterium des Vorbilds. Woran bindet sich das Handeln und Reden, wohin wirkt es, woraus erhält es seinen Auftrag? Diese Fragen kann man nicht von außen erzwingen. Ein Gewissen kann man nicht binden. Die Orientierung an gesellschaftlichen Erwartungen, an prominenten Fernsehformaten oder olympischen Rekorden reicht nicht ohne einen inneren Mitwisser. Für Martin Luther war das Gewissen eine handlungsbeurteilende Instanz. Ohne diesen Mitwisser wird das Vorbild mit dem eigenen Leben nicht übereinstimmen. Es wird seinen Auftrag vergessen und sein Ziel verlieren.

Ein Vorbild braucht Demut und Auftrag und einen Mitwisser.

Das sind hohe Ansprüche in meiner kritischen Betrachtung über das Vorbild.

Aber, das haben Sie vielleicht gespürt: Wir haben nicht zu wenig Vorbilder, wir haben zu viele.

Wenige mit einem klaren Auftrag für andere, wenige in einem Dienst der Demut, und wenige in einem kritischen Bewusstsein dessen, wofür sie anderen ein Vorbild sein wollen; das wäre schon was.

Ich danke Ihnen.